Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. V.: J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 28 | Wiesbaden, den 12. Oktober 1919 | 37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 12. Oktober:	Maximilian
Montag, 13. Oktober:	Lubentius
Dienstag, 14. Oktober:	Callistus
Mittwoch, 15. Oktober.	Theresia
Donnerstag, 16. Oktbr:	Gallus
Freitag, 17. Oktober:	Hedwig
Samstag, 18. Oktober:	Lukas, Evangelist

Achzehnter Sonntag nach Pfingsten. **Evangelium des hl. Matthäus 9, 1—8**

In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt (Kapharnaum). Und siehe, sie brachten zu ihm einen Gichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott! Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Böses in euren Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden (sprach er zu dem Gichtbrüchigen): steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus! Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Volksmissionare

1. Unter den Orden, die dem wiedererwachten religiösen Eifer nach dem Konzil von Trient ihr Entstehen verdanken, ist die Kongregation des allerheiligsten Erlösers an erster Stelle zu nennen (auch Redemptoristen oder Liguorianer genannt). Der Stifter ist der hl. Alfons von Liguori. Er entstammte einer neapolitanischen Adelsfamilie und wurde 1696 geboren. Im Alter von 16 Jahren war er bereits Doktor der Rechtswissenschaften, und im 20. Jahre führte er schon als Rechtsanwalt die wichtigsten Prozesse. Dabei führte er ein musterhaftes Leben. Schon als Advokat machte er stundenlange Besuche beim Allerheiligsten und bei den Kranken. Da verlor er einen wichtigen Prozeß. Er erkannte weiter, daß sein Beruf sein zartes Gewissen beschwerte. Kurz entschlossen legte er seine Praxis nieder und wandte sich der Theologie zu. „Nun lebt wohl, ihr Gerichtshöfe, nie werdet ihr mich wieder sehen." Er war 26 Jahre alt, als er mit diesen Worten von seiner glänzenden juristischen Laufbahn Abschied nahm. Drei Jahre später erhielt er die Priesterweihe.

Als Priester führte Alfons ein musterhaftes, überaus seeleneifriges Leben. Ihm lag besonders das arme, vergessene Landvolk am Herzen. Mit Schmerz und Rührung sah er seine vielen religiösen Nöten und Bedürfnisse. Ihm zuliebe richtete er seine Predigten so ein, daß er von allen, auch den schwächsten, verstanden wurde. Lieblingsthema seiner Predigten waren jene, die den Sünder zur Hoffnung und zum Vertrauen ermuntern. Das geistige Elend des armen Landvolkes ging ihm derart zu Herzen, daß er im Jahre 1732 trotz vielen Widerspruchs und großer Schwierigkeiten eine Kongregation von Missionspriestern gründete, die sich vor allem der religiösen Bildung und Hebung der niederen Volksklassen widmen sollte. Sie wurde von Benedikt IV 1749 approbiert. Der Zweck der Kongregation ist in der Regel festgelegt: eifrige Nachfolge Jesu, Unterricht der Jugend und des Landvolkes, Bekehrung der Sünder. Liguori leitete die neue Genossenschaft unter vielen, oft ganz unerwarteten Hindernissen, auch nachdem er auf Befehl des Papstes Bischof geworden war.

Ganz unerwartet ernannte ihn Papst Klemens XIII. 1762 zum Bischof von Sant' Agata dei Gotti im Königreich Neapel. Da alles Bitten des Heiligen, von seiner Person abzusehen, nichts nutzte, ergab er sich in sein Schicksal mit den Worten: „Gott will, daß ich Bischof sei, nun wohl, so will ich es sein." Als Bischof ließ er in seiner Diözese allerorts Volksmissionen mit dem besten Erfolge abhalten. Auf die Visitation der Pfarreien verwendete er oft mehrere Tage und eine fast peinliche Sorgfalt und Genauigkeit. Am meisten lag ihm die Heranbildung eines wissenschaftlich gebildeten und frommen Priesterstandes am Herzen. Zudem war Alfons stets ein Vater der Armen, was sich besonders während der Hungersnot 1763 und 1764 zeigte. Er hatte viel zu leiden. Jahrelang war er ans Bett gefesselt und konnte die Visitation seiner Diözese nicht mehr selbst vornehmen. Als er deshalb Papst Klemens XIV. um Enthebung vom bischöflichen Amte bat, erhielt er die Antwort: „Es genügt, daß Monsignore Liguori die Diözese vom Bett aus regiert. Ein einziges Gebet, das er von dort aus an Gott richtet, ist mehr wert, als 100 Visitationen." Von dem folgenden Papste Pius VI. erhielt er endlich die Erlaubnis, sein Hirtenamt niederzulegen und sich in sein geliebtes Kloster zurückzuziehen.

Nun weilte er ganz bei seinen geliebten Söhnen und widmete den Rest seines Lebens der Entwicklung seiner Genossenschaft. Alfons fand noch Zeit zur Abfassung bedeutsamer Schriften, unter denen seine Moraltheologie das größte Ansehen in der katholischen Kirche genießt. Bekannt von ihm sind auch die sakramentalischen Besuchungen für jeden Tag im Monat. Seine Milde und Liebe erwarb dem edlen Ordensstifter alle Herzen. Noch in seinem hohen Greisenalter mußte er sehen, wie man seine Stiftung verunglimpfte und verfolgte, da man in ihr eine Art Jesuitenorden erkennen wollte. Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, traten die Liguorianer in die entstandene Breche und leisteten vollwertigen Ersatz. Alfons starb 91jährig am 1. August 1787. 1839 wurde er der Schar der Heiligen eingereiht, 1873 unter die Zahl der Kirchenlehrer aufgenommen, in Ansehung seiner vielen ausgezeichneten Werke, die noch heute Führer und Leuchte sind in den vielfachen Irrtümern der Gegenwart. Was der hl. Bernhard für das zwölfte, das ist der hl. Alfons für das achtzehnte Jahrhundert.

2. Seine Jünger waren bald in den verschiedensten Ländern tätig, besonders in Volksmissionen. Die Abhaltung von Volksmissionen wurde nach und nach die Haupttätigkeit der Redemptoristen. In einer Einleitungspredigt legten sie deren Zweck dar und luden zu eifriger Teilnahme ein. Dann folgten die einzelnen Vorträge, kürzere am Morgen, längere am Abend, nach dem Gange der Exerzitien des hl. Ignatius, mit genauer Berücksichtigung der besonderen Standespflichten und der Erfordernisse zu einer würdigen Buße. Viele angesehene Männer unterzogen sich nach ihrer Anleitung dem Unterrichte des Volkes und der Jugend, für deren Sittenreinheit sie überall Sorge trugen.

Die Gesellschaft ist fast in allen Teilen der Welt segensreich tätig und zählte im Jahre 1891 im ganzen 2557 Mitglieder in 132 Klöstern. Volksmissionen, Exerzitien und Missionserneuerungen, das ist ihre Haupttätigkeit. In Deutschland allein hielten sie nur im Nordwesten 1826 bis 1858 2279 Missionen, 749 Missionserneuerungen und 2473 Exerzitien.

Auch in unserer Diözese hatten die Redemptoristen eine Niederlassung, in Bornhofen. Die älteren Leute werden sich noch mit Genug-

Gott allein

Wer auf die Welt
Sein Herze stellt,
Der schafft sich bittres Leid
Was sie verspricht,
Das hält sie nicht;
Ihr fehlt Beständigkeit.
Und wer es stellt
Auf Gott und Welt
Dem winket nie die Ruh.
Geteiltes Herz
Schafft Sorg und Schmerz,
Führt nicht dem Himmel zu.
Auf Gott allein,
So soll es sein!
Er ist der rechte Hort.
Wer ihm vertraut,
Auf ihn nur baut,
Ist selig hier und dort.

tung der Tätigkeit dieser Patres an dem rheinischen Wahlfahrtsorte erinnern. Die unglücklichen Kulturkampfgesetze machten aber dem Wirken der geliebten Ordensleute ein Ende und im Jahre 1873 mußten sie das Kloster verlassen. Die Regierung rechnete sie unter die dem Jesuitenorden verwandten Orden. Ihre Jesuitenverwandtschaft besteht aber in nichts anderem als in der Entfaltung der apostolischen Tätigkeit. Besonders zahlreich sind die Redemptoristen in Oesterreich, wo sie an Kaiser Franz II. einen eifrigen Gönner besaßen. Dieser schrieb 1820 an den Wiener Erzbischof: „Es ist mein Wille, daß sich die Kongregation des allerheiligsten Erlösers in meinen Staaten bilde."

Die Oesterreicher und namentlich die Wiener haben in den letzten Jahren für die Redemptoristen ein großes Interesse gezeigt und ihnen weitgehenden Einfluß eingeräumt, weil der erste Heilige aus dem Orden diesseits der Alpen ein österreicher Kind war und in der Stadt Wien in bestem Andenken steht. Das ist der hl. Klemens Maria Hofbauer, der im Jahre 1909 auf die Altäre erhoben wurde. Sein Leben ist ungemein anziehend, und da an dieser Stelle von diesem Heiligen noch nicht gesprochen wurde, wollen wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen.

3. Klemens Maria Hofbauer erblickte das Licht der Welt im Jahre 1751 in Taßwitz in Mähren. Er war der neunte unter zwölf Kindern. Die Eltern waren einfache, wenig bemittelte Eheleute. Als Johannes — das war der ursprüngliche Name — sieben Jahre zählte, starb der Vater. Aber die fromme Mutter verzagte nicht. Sie nahm den Kleinen vor ein Kreuz, zeigte auf den Heiland und sagte: „Siehe, das ist dein Vater. Gib acht, daß du auf dem Wege wandelst, der ihm wohlgefällig ist." Klemens hat diese Begebenheit später selbst erzählt. Große Gebetsliebe, Opfersinn und Barmherzigkeit gegen die Armen, diese drei Merkmale eines Heiligen offenbarten sich auch bei dem jungen Johannes.

Mit 15 Jahren kam Johannes zu einem Bäcker in Znaim in die Lehre. Durch seine Frömmigkeit und seinen tugendhaften Wandel gewann er ganz das Vertrauen seines Meisters und dessen Familie. Sein Handwerk lernte er mit solchem Geschick, daß er noch vor Ausgang der Lehrzeit freigesprochen wurde. Er fand weitere Beschäftigung im nahen Kloster Bruck. Damals kam ein Hungerjahr ins Land, und der Propst des Klosters sorgte zusammen mit seinem Bäckerjungen dafür, daß die von allen Seiten nach dem Kloster wandernden Hungrigen befriedigt werden. Johannes sparte sich sogar vom Munde ab, um das Erübrigte unter die Armen zu verteilen. Diese hingebende Liebe gewann ihm das Herz des Prälaten, und da ihm dessen Verlangen nach dem Priestertum bekannt war, gab er ihm die Möglichkeit, im Kloster selbst an dem Unterrichte der Klosterschüler teilzunehmen. Ungefähr vier Jahre konnte sich der Diener Gottes mit dem Studium beschäftigen. Da traf ihn ein schwerer Schlag. Der gute Prälat starb, und Johannes mußte sein Studium unterbrechen und das Kloster verlassen. Aber er verzagte nicht. Er entschloß sich, sein Handwerk wiederaufzunehmen. Er zog nach Wien und arbeitete drei Jahre in der Bäckerei bei Meister Weyrig in der Johannesgasse. Es war ein Leben, geheiligt durch Gebet und Arbeit. Täglich besuchte er die Kirche und ministrierte bei der hl. Messe. In diese Zeit fällt eine Wallfahrt nach Rom. Zusammen mit einem befreundeten Bäckergesellen zog er über die Alpen in die ewige Stadt. Diese Wallfahrt rief in ihm den Entschluß wach, nach Ende der drei Jahre wiederum nach Rom zu gehen, um dort sein Ziel, das Priestertum, eher zu erreichen. Sein Meister konnte sich nur schwer verstehen, seinen treuen fleißigen tugendhaften Gesellen ziehen zu lassen. Er wollte ihn an seine Familie binden, trug ihm die Hand seiner Tochter an und versprach, ihm das Geschäft zu übertragen. Aber Johannes Sinn war auf Höheres gerichtet. Er beeilte sich daher, sein Vorhaben schnell zur Ausführung zu bringen. Im Sommer des Jahres 1782 zogen die beiden befreundeten Bäckergesellen hinab nach Italien.

Da sie aber nicht sofort Aussicht hatten, Priester zu werden, faßten sie den Entschluß, ein Einsiedlerleben in der Nähe von Rom zu führen. In der Nähe von Tivoli, in herrlicher Gebirgsgegend, wurde ihnen vom Bischof von Tivoli zwei Einsiedeleien angewiesenn. Johannes Hofbauer wurde als Einsiedler eingekleidet und erhielt dabei den Namen Klemens Maria, den er fortan beibehielt, sein Freund Kunzmann erhielt den Namen Emanuel. Vier Monate blieb er hier und er fühlte sich glücklich, wie aus seinen nach Hause geschriebenen Briefen hervorgeht. Und doch führte ihn die Vorsehung andere Wege. Er kam zur Ueberzeugung, daß dieses Einsiedlerleben nicht sein Beruf sei, und mit Zustimmung seines Seelenführers und des Bischofs verließ er Tivoli und wandte sich wieder nach Wien.

Er war bereits 31 Jahre alt und noch immer brannte in ihm der heimliche Ruf nach dem Altare des Herrn. Was sollte er nun beginnen? Wie sein Ziel erreichen? Da griff Gott ein. Er befand sich einst in der Stephanskirche, als ein gewaltiges Gewitter niederging. Drei adelige Damen wollten nach Hause gehen, wagten es aber nicht, das Gotteshaus zu verlassen. Klemens bemerkte ihre Verlegenheit, ging auf sie zu und fragte, ob er ihnen einen Wagen besorgen solle. Es wurde bejaht und Klemens brachte einen Wagen herbei. Die Damen luden ihn ein, bei ihnen Platz zu nehmen. Während der Fahrt erkundigten sie sich nach seinen Verhältnissen, und als sie hörten, daß er gerne Priester werden wolle, aber die Mittel zum Studieren nicht habe, sagten sie alle drei: „Wenn es kein anderes Hindernis gibt — für die nötigen Mittel werden wir schon sorgen." Die Damen gaben ihm in ihrem Hause Wohnung und versahen ihn mit allem Nötigen. Nun konnte Klemens studieren. Da er sein Ziel so nahe sah, sparte er nicht Zeit und Mühe, um das Versäumte in möglichst kurzer Zeit nachzuholen. Dieser Eifer im Studium störte sein Gebetsleben nicht. Die Sonntage verbrachte er ganz im Besuche der Kirche und im Gebete. Eines Tages erlaubte sich ein Professor, in öffentlicher Vorlesung einen irrigen Lehrsatz vorzutragen. Von heiligem Eifer entflammt, erhob sich Klemens und sagte: „Das was Sie sagen, Herr Professor, ist nicht katholisch", und verließ den Hörsaal. Es war aber dem Professor zum Heil, und er hat später Hofbauer für die heilsame Lektion gedankt.

Einst hörte er zufällig von einem Studenten, der sich in großer Notlage befand. Sofort begab er sich in dessen Wohnung. Es war der Student Thaddäus Hübl aus Böhmen. Klemens nahm sich seiner an und empfahl ihn seinen Wohltäterinnen, die auch diesen namhaft unterstützten. Beide waren von da ab unzertrennliche Freunde. Bpe.

Der hl. Agatho

22. Oktober.

Von seinem Lebensweg ist nur wenig bekannt. Er lebte als Einsiedler in der Wüste Scethe und hatte zahlreiche Jünger um sich versammelt, die in ihm ihren Vater verehrten und aus seinem Munde die Weisheit der Nachfolge Christi und der Vollkommenheit vernahmen. Wahrhaft golden sind die Aussprüche, die uns von ihm überliefert sind.

Ein Bruder kam zu ihm: „Ich will bei den Brüdern (im Kloster) wohnen. Sage du mir nun, wie ich mich bei ihnen verhalten soll." Der Greis antwortete: „Wie am ersten Tage, da du bei ihnen eintrittst, so behalte alle Tage deines Lebens die Demut bei und nimm sein freies Wesen an. Denn die Ungebundenheit ist die Mutter aller Leidenschaften. Der Mönch soll darum nicht ungebunden sein, selbst wenn er allein in der Zelle ist."

Ein Bruder suchte ihn auf und sprach: „Vater, die Leidenschaften wollen nicht von mir weichen." Agatho antwortete: „Der Stoff dazu ist in dir selbst, lebe ihnen zuleide und tue in allem, was ihnen entgegengesetzt ist, und sie werden von dir fliehen."

Agatho wurde einst gefragt: „Was ist mehr, die Arbeit des Körpers oder die Ueberwachung des inneren Menschen?" Die Antwort war: „Der Mensch ist gleich einem Baum, die leibliche Arbeit bringt das Laub, die Ueberwachung des inneren Menschen aber bringt die Frucht. Da aber, wie geschrieben steht, jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, umgehauen und ins Feuer geworfen wird, so müssen wir sehr besorgt sein für unsere Frucht, das ist für uns die Ueberwachung des Geistes. Doch haben wir auch Bedeckung und den Schmuck der Blätter notwendig, und das ist die Arbeit des Körpers."

Wenn Agatho etwas Schlimmes an anderen sah und sich versucht fühlte zu richten, sprach er zu sich: Agatho, tue dies nicht, dann kehrte er in sich selbst ein und legte alle Gedanken gegen den Bruder ab.

Einmal sagte er: „Wenn mir jemand über die Maßen lieb wäre und ich würde erkennen, daß er mich zur Sünde bringen könnte, so würde ich ihn von mir weisen."

Einst ging er in die Stadt, um seine geflochtenen Körbchen zu verkaufen. Da fand er einen Aussätzigen am Wege, der ihn fragte, wohin er gehe. Agatho antwortete: „In die Stadt Körbe zu verkaufen." Da sagte der Kranke: „Erweise mir die Liebe und trage mich dorthin." Agatho hob ihn auf und trug ihn in die Stadt. Auf seine Bitten setzte er ihn da nieder, wo er seine Körbchen verkaufte. Als er eins verkauft hatte, wünschte der Aussätzige, Agatho solle ihm von dem Geld einen Kuchen kaufen. Er tat es. Hernach, als er wieder eins verkauft hatte, wollte der Aussätzige etwas anderes gekauft haben. Auch darin tat er ihm den Willen. Als Agatho fertig war und weggehen wollte, verlangte der Aussätzige an den Ort getragen zu werden, wo Agatho ihn gefunden hatte. Agatho nahm in und trug ihn dorthin. Dann sagte der Aussätzige zu ihm: „Gesegnet seist du, Agatho, von dem Herrn im Himmel und auf Erden." Da Agatho seine Augen erhob, sah er niemand mehr. Denn es war ein Engel des Herrn gewesen, der gekommen war ihn zu prüfen.

Alle Werke der Nächstenliebe sind Werke, die dem Herrn selber gelten. Wie sollten wir uns also beeilen, dem Herrn zu Gefallen solche Werke zu tun! Unser Los in der Ewigkeit richtet sich in letzter Linie nach den Werken am Nächsten. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan."

Wozu noch sparen?

„Wozu noch sparen? Es wird uns ja doch alles abgenommen, was wir uns zurücklegen; darum besser alles Verdiente und Ersparte aufzehren und Körper und Gesundheit kräftigen." — Diese Ansicht kann man jetzt nicht selten äußern hören.

Diese Stimmung bedeutet eine bedenkliche Herabdrückung und eine Untergrabung des Sparsinnes. Sie ist bedenklich für das Gemeinwohl, töricht für den Einzelnen, welcher seine pflichtgemäße Fürsorge für seine Kinder und die Tage seines eigenen Alters vergißt. Durch Arbeit und Sparsamkeit allein kann das verarmte Deutschland wieder hochkommen. Die Arbeit muß die Werte schaffen, der Sparsinn muß sie erhalten und ansammeln. Kapital ist dem Wirtschaftskörper so notwendig, wie das Blut dem menschlichen Körper. Das gesunde und wirkungsvolle Kapital ist das in den unzähligen Adern und Aederchen, in den kaufmännischen und gewerblichen Mittelständen verteilte Kapital. Dieses Kapital schaffensfreudig und lebenskräftig zu erhalten, muß die Sorge und das Streben jedes weitblickenden

Wirtschafts- und Finanzpolitikers sein. „Die Mittelstände sind die wichtigsten Steuerquellen für jeden modernen Kulturstaat." Diese Wahrheit ist unzählige Male von den Ministertischen aller Länder erklungen. Wenn nun aber durch Herabdrückung des Sparsinnes in unserem verarmten Deutschland eine gesunde Erstarkung der Mittelstände verhindert wird, so kann dies nicht ohne bedenkliche Folgen für uns bleiben.

Auch in anderen Hinsichten ist der Feldzug gegen Kapital und Besitz von gemeinschädlichen Folgen. Von wem sollen Kunst und Caritas leben, wenn nicht vom kapitalkräftigen Besitz? Der deutschen Künstlerschaft ist durch die Vernichtung der Fürstenhöfe am berühmten 9. November 1918 ein schwerer, kaum wieder gut zu machender Schlag versetzt worden. Die Fürstenhöfe waren mehr oder minder sehr tätige und kräftige Förderer der Kunst. Millionen flossen von ihnen jährlich der deutschen Künstlerschaft zu. Hunderte von Kunst- und Kunstgewerbemuseen verdanken Gründung und Unterhaltung aber auch dem kapitalkräftigen Bürgertum und seinem edlen Bürgersinn. Zahlreiche Kunstvereine betreiben praktische Kunstpflege. Hunderttausende fließen von ihnen der Künstlerschaft zu. Deren Mitglieder stellen die besitzenden Bürgerklassen. Wenn nun die vermögenden Bürgerklassen auch noch unfähig gemacht werden, selbst praktische Kunstliebhaberei zu treiben, die Kunstvereine zu unterstützen und dadurch der Kunst Brot zu geben, dann steht die Künstlerschaft vor dem Abgrund. Daß die Kaufkraft und damit die Möglichkeit, für Kunst und Liebhaberei große Aufträge zu machen, durch die gewaltigen Steuerzahlungen ganz bedeutend geschwächt ist, wird niemand leugnen. Wird durch jene Mißstimmung gegen Vermögen und Besitz auch noch die Kunstfreudigkeit der besitzenden Klassen noch mehr gelähmt, wer hat den Schaden? die Kunst — und in zweiter Linie das gesamte Kunstgewerbe und ihre Angestellten und Arbeiter.

Auch diese Berufsklassen haben ein Recht zu leben. Sie haben ein Recht auf die Berücksichtigung und Fürsorge der Allgemeinheit. Sie sind ein wichtiger Faktor im gesamten Kulturleben.

Weitere Leidtragende dieser Zeitentwicklung würde die Caritas sein. Hunderttausende muß der christliche Wohltätigkeitssinn alljährlich für arme Kirchen und Klöster, besonders in der Diaspora und für die Missionen in den Heidenländern aufbringen. Die Hunderte und Tausende edler Stiftungen zur Unterhaltung von Krankenhäusern, Waisenhäusern, Kinderasylen, Kinderhorten, Genesungsheimen, Krüppelheimen, Säuglingsheimen usw. usw., welche der deutsche Wohltätigkeitssinn in den letzten hundert Jahren geschaffen hat, stehen mit großen goldenen Lettern in der Geschichte des deutschen Volkes eingetragen. Sie verdanken ihre Entstehung dem Edelsinn des gesamten deutschen Bürgertums, welches durch Schenkungen und Vermächtnisse deren feste Einnahmen sichern und welches durch jährliche, regelmäßige Beiträge die laufenden Unterhaltungskosten für deren Schutzbefohlenen und ihre liebevollen Pfleger aufbringt. Der platonische Wohltätigkeitssinn schafft nichts, liebevolle Worte allein genügen nicht, die praktische, freigebige Wohltätigkeit kann aber nur aus vollen Gefäßen schöpfen. Verhindert ein neuer Geist in der neuen Zeit indessen die Bildung von Einkommen und Vermögen, welche über den standesmäßigen Lebensunterhalt und die pflichtmäßige Sorge für das Alter und die Zukunft der Kinder hinausgeht, dann müssen die Quellen versiechen, aus denen der Wohltätigkeitssinn schöpfen muß. Das wird ein natürlicher unaufhaltsamer Prozeß geben.

Die finanzpolitische und wirtschaftliche Grundlage eines geordneten Staates, sei er Monarchie, sei er Republik, auf der einen Seite, die Erhaltung der Kunst und des Kunsthandwerks, jener Maßstäbe der ethischen und kulturellen Entwickelung eines jeden Volkes, die Erhaltung jener Anstalten und Einrichtungen, welche für diejenigen sorgen müssen, denen vom Schicksal ein glückliches Los und ein gesunder Körper versagt worden ist, auf der anderen Seite, fordern somit gebieterisch nicht nur die Eindämmung einer den Besitz schlechthin bekämpfenden Volksstimmung, sondern ihr Interesse erheischt sogar die Erhaltung der durch die Not der Zeit ohnehin herabgeminderten Schaffens- und Besitzfreudigkeit, deren Erlahmung — neben der in so starkem Maße schon gesunkenen allgemeinen Arbeitsfreudigkeit — die Wiederbelebung des deutschen Wirtschaftslebens und damit den Wiederaufbau einer glücklichen Zukunft unheilvoll erschweren würde.

Der eigensinnige Wurzelsepp

Zum Wurzelsepp kam der Stadtsoldat und sagte: „Seppl, du sollst die Hundstaxe endlich zahlen!"

„Die Hundstaxe zahl i nit!" Sepp.

Der Stadtsoldat meldete das und der Wurzelsepp erhält eine Vorladung auf die Stadtkanzlei.

„Wurzelsepp", sagt der strenge Bürgermeister, „du mußt die Hundtaxe zahlen, sonst kommst du vor'n Herrn Amtmann!"

„Die Hundtaxe zahl i nit!"

Not

Was redet ihr so viel von Angst und Not
In eurem tadellosen Treiben?
Ihr frommen Leute, schlagt die Sorge tot,
Sie will ja doch nicht bei euch bleiben!

Doch wo die Not, um die das Mitleid weint,
Nur wie der Tropfen an des Trinkers Hand,
Indes die dunkle Flut, die keiner meint,
Verborgen steht bis an der Seele Rand —

Ihr frommen Leute wollt die Sorge kennen,
Und habt doch nie die Schuld gesehen!
Doch sie, sie dürfen schon das Leben nennen
Und seine grauenvollen Höh'n!

Hinauf schallt's wie Gesang und Loben,
Und um die Blumen spielt der Strahl,
Die Menschen wohnen still im Tal,
Die dunklen Geier horsten droben.

A. v. Droste-Hülshoff.

So muß er denn vor'n Herrn Amtmann, der ihn bös anschaut und grob anfährt:

„Du Lottl, die Hundssteuer mußt zahlen oder du kommst vor Gericht!"

„Die Hundtax zahl i nit!"

Da wird der Sepp auf die Anklagebank geführt. Der Richter setzte sein Barett und seine Amtsmiene auf, und in strengem Tone, langsam und würdevoll spricht er:

„Wurzelsepp, ich frage dich, willst du die Hundstaxe zahlen? Zahlst du nicht, kommst du ins Loch!"

Der Seppl: „Die Hundstaxe zahl i nit!"

„Seppl, warum bist du denn so eigensinnig und willst deine Hundtaxe nicht zahlen?"

Wurzelsepp: „Weil i halt gor kan Hund hob!"

Arbeit:

Das Gebet holt den Segen aus dem Himmel; die Arbeit gräbt ihn aus der Erde. Das Gebet ist dein Himmelswagen, Arbeit dein Erdenwagen, beide bringen dir viel Glück ins Haus.
(Heinrich Müller, 1663—1675.)

Der Weg zum Reichtum liegt hauptsächlich in zwei Worten: Arbeit und Sparsamkeit.
(Benj. Franklin.)

Der Effekt der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als die mechanische, schläfrige Arbeit in drei Stunden.
(Gellert.)

Nur ein Fabrikmädchen

In der großen Fabrik von Westmann u. Co. ging soeben der Prinzipal durch die Arbeitssäle; bald hier, bald dort einer Arbeiterin über ihre Arbeit Bemerkungen machend. Da fiel sein Blick auf ein junges Mädchen, das weinte, statt zu arbeiten.

Die knarrenden Maschinen ratterten und schnaubten; zwischen ihnen hindurch schritt der Fabrikmeister.

Das dumpfe, ohrenbetäubende Geräusch der unaufhaltsam gehenden Maschinen übertönte des Fabrikherrn Stimme, als er unwillig den Meister anherrschte:

„Was hat die Arbeiterin da zu heulen? Sie hat sicher wieder etwas verdorben! Ich kenne diese Krokodilstränen."

„Entschuldigen Sie, Herr Westmann", wendete der Meister bescheiden ein, „das Mädchen hat nichts verdorben, sie ist sehr fleißig und weint, weil ihre Mutter gestern verunglückt ist."

„Das sind meine Sachen nicht", versetzte der Fabrikherr, „dann soll sie zu Hause bleiben, bis sie sich ausgeweint hat. Hier aber wird gearbeitet und nicht geheult."

„Ich meine aber", wagte der Meister nochmals einzuwenden, „daß Sie dieselbe aus Mitgefühl nicht bestrafen wegen der paar Minuten Arbeitsversäumnis."

„Ei", sagte darauf barsch und verwundert der gefühllose Prinzipal, „Sie reden ja, als wenn wunder was los wäre, und es ist doch nur ein heulendes Fabrikmädchen!"

Und fort ging er. Der letzte Satz war trotz des Getöses so laut, daß das Mädchen ihn verstanden hatte. „Gut", sagte es unter Tränen zum Meister, „ich bitte für drei Tage mich zu beurlauben, damit ich durch mein Weinen das Geschäft nicht schädige."

Der Bitte wurde sofort gern entsprochen und mitleidig suchte der Meister die brave Arbeiterin zu trösten. „O", erwiderte sie, „der Prinzipal hat mir noch nie etwas Uebles gesagt; er hat es heute sicher nicht so gemeint."

Fünf Jahre waren seit diesem kleinen, aber bezeichnenden Vorfall verflossen, da warf eine schlimme, ansteckende Krankheit die Gemahlin jenes gesinnungsroben und hartherzigen Herrn Westmann aufs Krankenlager. Ratlos vor Betrübnis wandte er sich an das nächste Kloster der barmherzigen Schwestern und bat um eine Schwester zur Pflege seiner kranken Frau. Sie ward ihm zugesagt, und die Schwester, Luzia mit Namen, pflegte nun lange Wochen in hingebender Liebe die kranke Frau, bis sie wieder genesen war.

Mit staunender Bewunderung hatte der Fabrikherr dem Tun der Schwester zugesehen, und sein ungläubiger Standpunkt konnte diese aufopfernde Liebe in ihren Beweggründen nicht begreifen.

„Schwester", sagte er daher eines Tages zu ihr, „Sie sind wohl von hochvornehmer Herkunft, Ihre edlen Gesinnungen verraten es."

Errötend schlug Schwester Luzia ihre Augen nieder. „Entschuldigen Sie, verehrter Herr", lautete die Antwort, „wir dürfen über unsere früheren Verhältnisse wenig reden; ich bin das Kind einer armen Arbeiterfamilie, und meine Mutter ist mir durch ein Unglück entrissen worden, während mein Vater schon früh starb. Vor vier Jahren trat ich in unsern Orden ein."

Der Fabrikherr war etwas blaß geworden, denn plötzlich hatte er in der opferwilligen Schwester jenes Fabrikmädchen wieder erkannt, von dem oben die Rede gewesen ist. Tief beschämt sah er jetzt das Unedle seiner Gesinnung ein; er ergriff die Hand der Schwester und sprach:

„Schwester Luzia, können Sie mir verzeihen?"

„Mein lieber Herr", erwiderte sie, seien Sie unbesorgt, ich hege keine Bitterkeit gegen Sie!" —

Die Hochherzigkeit und Duldsamkeit dieser Arbeiterin hat aber den glaubenskalten Fabrikherr wieder zu einem glaubensfähigen Manne gemacht!

Robinetta

Roman von Kate Douglas Wiggin. Nachdruck verboten.

17)

Eine kurze Stille trat ein, nachdem er die Worte gesprochen hatte. Dann stand er auf, ging langsam den Gang hinunter, und als er die Tür öffnete, erblickte er wieder die goldgelben, im Sonnenschein leuchtenden Butterblumen und hörte wieder das Zwitschern der Sperlinge.

„Ich bin eine Viertelsstunde in der Kirche gewesen", dachte er, „und über dem Versuch, auf den tiefsten Grund meiner Seele zu tauchen und mich zu prüfen, ob ich einer Frau alles gäbe, was ich zu geben vermag, habe ich ganz vergessen, darüber nachzudenken, welche Antwort mir die Frau wohl erteilen würde, falls ich ihr meine Freiheit und mein nicht sehr interessantes Leben zur Verfügung stelle."

*

Nach dem Lunch verabschiedete sich Lavendar. „Leben Sie wohl, Mrs. de Tracy, bis auf weiteres. Wahrscheinlich komme ich Mittwoch zurück, wenn sich das einrichten läßt. Leben Sie wohl, Mrs. Loring!"

Auch hier änderte er den nächsten Satz in: „Soll ich Mittwoch wiederkommen!" Denn seine Wirtin war jetzt außer Hörweite.

Ohne Zögern, aber auch ohne jegliche Befangenheit gab Robinetta Antwort.

„Spätestens Mittwoch, so lautet mein Befehl", sagte sie lustig, und diese Worte klangen Lavendar noch in den Ohren, als er abreiste.

„Haben Sie auch daran gedacht, daß heute nachmittags das Gartenfest in Revelsmere stattfindet?" fragte Mrs. de Tracy, als sie wenige Minuten später das Wohnzimmer betrat und Mrs. Loring am offenen Fenster stehen fand.

Letztere hatte sich für kurze Zeit widerstandslos einer gewissen Niedergeschlagenheit hingegeben und blickte trübselig auf den mit Butterblumen besäten Grasplatz hinaus. Wie öde erschien alles, seitdem Lavendar fort war — Nun Lubin fortgezogen war, erschien das Dorf wie tot! Sie besaß aber doch noch genug Humor, um innerlich über ihre eigene Unvernunft zu lächeln, als sie sich dessen bewußt wurde, wie namenlos lang sich die nächsten Tage vor ihr ausdehnten. Nichtsdestoweniger war das Fest, von dem Mrs. de Tracy sprach, eine Gelegenheit, eine hübsche Toilette zu tragen. Robinetta kannte ihren beweglichen Sinn und wußte, daß der Anblick einiger sich auch nur angeblich amüsierender Menschen sie sofort in bessere Stimmung versetzen würde.

Da Mrs. de Tracy heute an Kopfweh litt, sollte Miß Smeardon Robinetta begleiten. Carnaby weigerte sich unumwunden, mit ihnen zu fahren; wenn überhaupt, wollte er das Fest nur zu Rad besuchen. Also trat Robinetta die Fahrt in dem schweren, alten, von dem halbgelähmten Pferd gezogenen Landauer nur in Gesellschaft von Miß Smeardon an.

Carnaby, der der Abfahrt von der Haustür aus beiwohnte, pfiff vor Bewunderung, als Robinetta die Stufen hinabging.

„Aha! Wir haben uns heute herausstaffiert, um Eroberungen zu machen! Schade, daß Mark nicht da ist, aber Kopf hoch, Cousine Robin, Mr. Finch ist immer noch zu haben!"

Diesmal versagte Robinettas sonst so geschwinde Zunge, als sie Lavendars Namen hörte, überkam sie ein Gefühl der Vereinsamung. Ihr langes, weißes Gewand auffassend, bestieg sie in möglichst würdevoller Haltung den Wagen, während Carnaby mit vergnügt blitzenden Augen dabei stand und dann den Wagenschlag hinter Miß Smeardon schloß.

„Hoffentlich wird die Fahrt genußreich sein", spottete er. „Wenn ihr die Hüte nicht festhaltet, werden sie euch wegfliegen; Bucephalus schlägt immer ein kolossales Tempo an."

„Lieber Middy, du bist gar nicht komisch", bemerkte Robinetta ärgerlich, und schwankend setzte sich das Gefährt in Bewegung.

„Ich fürchte, Sie werden mich nicht sehr unterhaltend finden", begann Miß Smeardon, indem sie unter ihrem pilzförmigen Hut hervor Robinetta einen Seitenblick zuwarf.

„O, Sie können mir von den Leuten erzählen, die wir heute treffen werden", erwiderte Robinetta so gutgelaunt, wie es ihr möglich war.

„Ich klatsche nie", gab Miß Smeardon zurück.

„Man braucht doch nicht gleich zu klatschen, nicht wahr? Man hat nur ein begreifliches Interesse für seine Mitmenschen."

„Und es ist gut, ein wenig Bescheid zu wissen. Wenn man wie Sie unter Fremden lebt, Mrs. Loring, kann man nicht vorsichtig genug sein — besonders als Amerikanerin!"

Miß Smeardons Stimme nahm einen bedeutungsvollen Klang an; aber Robinetta schenkte den Worten keine Beachtung, und Miß Smeardon ging zu einem anderen Thema über.

„Wie schade, daß Mr. Lavendar heute abreisen mußte! Er wäre ein sehr angenehmer Zuwachs für unsere Gesellschaft gewesen."

„Ja, nicht wahr?" Robinetta bemühte sich, die leidenschaftliche Zustimmung ihres Herzens nicht in ihrer Stimme zu zeigen.

„Mrs. Lavendar ist stets so liebenswürdig, finde ich. Jedermann hat ihn gern; aber manchmal übertreibt er die Liebenswürdigkeit fast ein wenig. Ich denke mir, daß es daran läg . . ." — Sie stockte und fügte hinzu: „O, ich sagte ja, daß ich niemals klatsche!"

„Halten Sie es für möglich, daß man zu liebenswürdig sein kann?" Es war keine geistreiche Bemerkung, aber Robinetta wußte kaum, was sie sagte.

„Freilich, wenn man ein junges Mädchen dadurch glauben macht, daß man es liebe! Wie ich höre, ist Dolly Meredith's Herz ganz gebrochen. Nachdem die Verlobung ein Jahr gedauert hatte, sie auf so herzlose Weise aufzulösen! Unsere heutige Fahrt bringt mir die Sache wieder recht in Erinnerung. Miß Meredith ist die Cousine unserer Wirtin, und in Revelsmere haben die beiden sich, als sie noch sehr jung waren, zum erstenmal gesehen."

„Bei jeder Entlobung gibt es viel Gerede", sagte Robinetta kühl.

„Zuerst schienen sie sich zärtlich zu lieben", begann Miß Smeardon wieder. Aber Robinetta unterbrach sie.

„Je schneller solche Dinge der Vergessenheit anheimfallen, desto besser. Außer den Beteiligten kennt niemand jemals den wahren Hergang. Sagen Sie mir, Miß Smeardon, wer wohl heute in Revelsmere sein wird?"

Nach dieser ausdrücklichen Abweisung konnte Miß Smeardon sich nicht länger über Lavendars Angelegenheiten ergehen und mußte sich einem ihr weniger zusagenden Gesprächsgegenstande zuwenden.

„Wir werden verschiedene Nachbarn treffen", erzählte sie nun, „aber ich fürchte, die werden Sie nicht sehr interessieren. Ich hörte, daß die Damen in Amerika sehr an die Gesellschaft von Herren gewöhnt sind. Hier gibt es deren nur wenige, und sie sind alle verheiratet."

„Alle!" wiederholte Robinetta lachend.

„Nun, da ist noch Mr. Tait auf Streve, aber der ist halbgelähmt."

„Dann ist Carnaby gewiß ein höchst erwünschter Gesellschafter in der hiesigen Gegend", bemerkte Robinetta scherzhaft. Doch Miß Smeardon faßte alles so buchstäblich auf, daß sie die Worte für ernst nahm.

„Vorläufig noch nicht. Aber in einigen Jahren werden wir sehr vorsichtig sein müssen; es gibt hier sehr viele junge Mädchen, die natürlich nicht alle begehrenswert sind."

Damit endete die Unterhaltung, denn der Wagen fuhr jetzt die Auffahrt hinauf. Robinetta blickte eifrig umher. Das Gutshaus war hübsch und alt und von schönen Rasenhängen umgeben; deren Hintergrund Buchenwaldungen bildeten. Die Grasplätze waren heute belebt durch Gruppen von Gästen, die hauptsächlich aus Damen, und zwar ältlichen bestanden. Als Robinetta und Miß Smeardon an der Haustüre ausstiegen, wurden sie von einer älteren Dame, der Hausfrau empfangen, und ein ebenfalls älterer Hausherr geleitete sie auf den Rasen, wo sie mit den anderen Leuten zusammentrafen.

„Es ist geradezu betrübend!" dachte Robinetta, als sie eine Schar junger Mädchen herankommen sah — „so nett aussehende Mädchen, vergnügt und gut angezogen, aber alle ohne die Begleitung zu der ihrer Ergänzung nötigen jungen Herren. Für wen ziehen sie sich hier an? Sie müssen große Selbstachtung besitzen, wenn sie sich dauernd so hübsch zurechtmachen, nur für Mr. Finch, für den Halbgelähmten und für Carnaby."

Bald darauf gesellte sich noch eine junge Dame zu den anderen, die aber mit ihren starken Farben und ihrer massiven Gestalt gar nicht mädchenhaft aussah. Ein Herr begleitete sie. „Das ist sicherlich nicht Mr. Finch", dachte Mrs. Loring mit einem Blick auf seine breite Figur, seinen Stiernacken und sein glänzendes schwarzes Haar. „und der Halbgelähmte ist es auch nicht. Es muß ein Fremder sein."

In demselben Augenblicke begann es zu regnen, aber die Wirtin ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern trat zu Robinetta und sagte dieser liebenswürdig, daß sie sie mit Miß Meredith bekannt zu machen wünsche. Dann ließ sie die beiden Damen zusammen unter einem schützenden Baum stehen und entfernte sich mit dem Herrn.

Sobald sie den Namen hörte, begriff Robinetta, wer Miß Meredith sei. Sie setzten sich nebeneinander auf eine Gartenbank und Miß Meredith machte eine Bemerkung über die Hitze, während sie mit beringter Miene ihre fleischige Hand betrachtete, auf deren dritten Finger ein funkelnder Diamantring prangte.

Nach einigen einleitenden Worten fragte sie Mrs. Loring, ob sie in der Nachbarschaft zu Besuch wäre?

„Ja, ich bin seit einiger Zeit in Stoke Revel", antwortete Robinetta. „Mrs. de Tracy ist meine Tante oder richtiger ausgedrückt: ich bin die Nichte des verstorbenen Admirals de Tracy."

Ihre Gefährtin bekundete nicht das geringste Interesse für diesen Teil der Antwort, aber als Stoke Revel erwähnt wurde, blickte sie plötzlich wie erstaunt auf.

Dann wurde die nur gleichgültige Dinge berührende Unterhaltung fortgesetzt. Robinetta beobachtete Miß Meredith scharf und dachte sich dabei ihr Teil. Wenn auch nicht großmütig, so will ich wenigstens gerecht sein, beschloß sie im stillen. Sie hat oder hatte eine schöne Farbe. Ich glaube, daß sie ehrlich ist; vielleicht auch verständig und gutmütig, vorausgesetzt, daß alles nach ihrem Wunsche geht.

„Es wird einen Regenschauer geben", sagte Miß Meredith; „aber meinen Sachen wird er nicht schaden", fügte sie hinzu, einen Blick auf Robinettas Hut werfend.

Währenddessen durchlebte Robinetta, als sie dort auf der Bank saß, den Regen niederfallen hörte, und auf den langsam die ganze Landschaft verdeckenden, bleifarbenden Nebel hinblickte, einen Augenblick seelischen Schreckens, wie sie ihn noch selten empfunden hatte. Auch Miß Meredith war still und in Gedanken versunken.

Wenn sie nur ein wenig anders ausgesehen hätte, wäre es soviel leichter zu verstehen gewesen, dachte Robinetta. Dann sah sie plötzlich, wie das Gesicht ihrer Begleiterin sich veränderte und weicher wurde. Es trug einen Ausdruck — Robinetta bemerkte es durch einen flüchtigen Blick — wie ihn ein stolzes, zorniges Kind hätte zeigen können: verdrießlich, tief verletzt, aber entschlossen, nicht zu weinen. Und das löste in Robinettas Herzen neue Empfindungen aus. Sie hat jedenfalls gelitten, dachte sie. Möge mein hartes Urteil mir verziehen werden!

Leicht erschauernd zog sie ihren Schal fester um die Schultern. Miß Meredith wandte sich ihr nun zu. Der Ausdruck, den Robinetta beobachtet hatte, war verschwunden, und das Gesicht mit den allzu roten Wangen erschien selbstzufrieden und ein wenig herablassend, wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)